



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mavikili

[urn:nbn:de:hbz:466:1-78978](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-78978)

Mavikili.

(Aus den Briefen unserer Missionärinnen.)

Schwer erkrankt war eines unserer Schulkinder und von seinen Eltern in die heimatliche Hütte gebracht worden. Ihm sollte heute mein erster Besuch gelten. Doch als ich beim hochwürdigen P. Superior der Mission Erkundigungen über andere Kranke der Umgegend einziehen wollte, kam mir ein Hilfspriester der Station entgegen und bat mich, ein schwer krankes Mädchen, das in einer Entfernung von einigen Stunden im heidnischen, elterlichen Kraal liege, zu besuchen; er habe es gestern auf seinem Missionsritt in einem bedenklichen Zustande gefunden und weder die Kranke noch die Eltern wollten etwas wissen von Glauben und Taufe.

Sofort beeilte ich mich, in Begleitung eines Schulmädchens mutig die Tagreise anzutreten. Es ging über Berg und Tal, durch düstere Schluchten und über dornige Flächen, während die Sonne immer höher stieg und ihre sengenden Strahlen vom tiefblauen, wolkenlosen Himmel sandte. In dicken Perlen rollte der Schweiß uns über Wangen und Hände, als wir endlich den Kraal von Mhlafuna, dem Vater der Kranken, erblickten.

Als echter Tropensohn lag er vor seiner Hütte und fühlte sich in der glühenden Sonne sehr behaglich. Eine Schüssel Brei aus Kaffernkorn, die er mit seinem Nachbar teilte, vollendete das charakteristische Bild vom „süßen Nichtstun“ des sorglosen Kaffern.

Ich blieb in einer kleinen Entfernung stehen, um seinen Gruß abzuwarten, denn das erfordert die kaffrische Höflichkeit. Umsonst — „die Herren“ verschluckten gierig ihren iyambasi, ohne mich auch nur eines Blickes zu würdigen.

Endlich unterbrach ich das Schweigen mit den Worten: „Mnumzana (Herr) Sanibona (ich sehe Euch).“ — Kein Gegenruf. Nach einer Pause grüßte ich abermals: „Nkosi!“ (König.) Aber auch dieses Wort, das der Kaffer so gerne hört, verhallte ohne Wirkung. Die beiden Männer blieben in ihrer ganzen Leibeslänge auf dem Boden liegen und taten sich gütlich an dem Brei, ohne nur aufzublicken — ein sicheres Zeichen, daß ich es mit sehr hartnäckigen Heiden zu tun habe, denen ich verhaßt war. Doch dem Mutigen gehört die Welt, und um eine Seele zu retten, muß man alles wagen. Mit einem stillen Stoßgebet zur Mutter der Barmherzigkeit trat ich ein paar Schritte näher und grüßte zum dritten Male und zwar in ganz familiärem Tone: „Wo Baba sakubona!“ (O Vater, ich sehe Dich.)

Da wälzte sich Mhlafuna auf die andere Seite und erwiderte barsch: „Ja, ja, wir sehen Dich, was willst Du?“

„Mnumzana, mein Weg führt mich hier vorbei und darum wollte ich Dich besuchen.“

„Führt Dich Dein Weg hier vorbei, so gehe denn vorüber, aber laß uns in Ruhe, wir wollen keine Besuche — fertig!“ Mit diesen Worten stopfte er möglichst viel Brei in den Mund und legte sich auf die andere Seite.

„Wo! Mnumzana, Du wirst mich doch nicht fortjagen! Wo ist Dein Weib, wo sind Deine Kinder? Darf ich sie nicht sehen?“ Zornig erhob er sich und schrie: „Hörst Du denn nicht, ich sagte, Du sollst weitergehen!“

„Ja Mnumzana,“ erwiderte ich gelassen, „ich gehe, und zwar auf die andere Seite des Flusses, dorthin — siehst Du?“ Mit dem Finger nach der Richtungweisend fuhr ich fort: „Dort sind die Kinder des Ncogota krank und denen werde ich Medizin bringen und sie gesund machen.“

„Die mögen Dir vertrauen, doch ich sage, gehe Deine Wege.“

„Du kennst mich nicht, Baba, darum bist Du mir nicht gut; ich weiß aber, daß Du Deines kranken Kindes wegen betrübt bist. Laß mich Dein Kind sehen und ich werde es trösten.“

„Wer sagte Dir, daß mein Kind krank ist? Gib rasch Antwort!“

„Sei nicht böse, ich hörte es von ferne. Doch bring mich jetzt zu ihm.“

„Und was wirst Du bei ihm tun?“

„Ich werde mit ihm sprechen, ihm Früchte und Brot geben, und dann werde ich für das kranke Kind zu meinem großen Gott beten. Also führe mich jetzt zu Deinem Liebling und zeige, daß Du ein vernünftiger Mann bist, der bald weiß, ob er gute oder böse Leute vor sich hat.“

„Ja, Du sprichst wahr! Würdest Du meinem Kinde Böses wollen, so würde mein Messer Dich durchbohren — so aber kannst Du es sehen — da liegt es!“

Jetzt erst bemerkte ich, daß das Mädchen in nächster Nähe, draußen, an der Sonnenseite des Kraals, lag. Ich eilte zu ihm hin, setzte mich neben der abgekehrten Kranken auf den Boden, erkundigte mich teilnahmsvoll nach dem Befinden, den Ursachen der Krankheit usw. Sie murmelte aber nur einige unverständliche Worte und zeigte sich über meinen Besuch so unwillig wie ihr heidnischer Vater, während ihr ganzer Zustand verriet, daß ihr vielleicht nur noch kurze Frist geschenkt sei. Ich gab ihr ein Fläschchen umuti, etwas Brot und Zitronen und fragte sie, ob sie noch irgend einen Wunsch hätte.

Nun blickte sie mich endlich an mit ihren tief liegenden Augen und rief: „Zucker, Zucker möchte ich haben!“

„Morgen, mein Kind, bringe ich Dir Zucker!“

„Nein, Du sollst nicht kommen, meine Mutter soll ihn holen.“

„Aber Kind, ich möchte Dich morgen wieder sehen und wissen, ob es Dir besser geht!“

„Dann verzichte ich auf den Zucker, denn ich will Dich nicht mehr hier haben,“ erwiderte mit hohler Stimme und starrem Blick die arme kranke Mavikili.

Diese Antwort gefiel dem gleichgesinnten Vater, er lachte ihr befriedigt zu und kehrte zu seinem Freund zurück.

Ich ließ mich nicht stören und erwiderte der Kranken: „Kind von Mhlafunu, morgen komme ich wieder, ich werde für Dich beten, damit mein Gott Dich gesund mache; willst Du das?“

„Nein, nein,“ erwiderte Mavikili erregt, „bete nicht für mich, ich will mit den amaromas (Schwestern) nichts zu tun haben, — das ist mein letztes Wort.“

Da bot ich ihr die Hand zum Abschied, welche sie stumm ergriff.

Am nächsten Morgen trat ich mit neuem Mut und Gottvertrauen meinen Weg zur Kranken an. Sie lag in ihrer Hütte; der Vater war nicht zu sehen — das gab mir Hoffnung. Während ich ihr Zucker gab, stellte ich einige gleichgiltige Fragen an sie und lenkte langsam das Gespräch auf unsere heilige Religion. Aber Mavikili war heute so hart wie gestern, ja sie beteuerte, sie wolle und müsse in die Hölle; dort seien ihre Vorfahren, dahin gehen ihre Eltern. Bald erschien auch der heidnische Vater am Eingang des Kraals; er zeigte wenig Freude über meinen Besuch, ließ sich aber doch ruhig bei der Feuerstelle nieder und lauschte meinen Worten. Als ich von der Unsterblichkeit der Seele sprach, fiel er mir plötzlich in die Rede mit dem Ausruf: „Ja, auch ich weiß, daß mein Geist nicht stirbt, sondern in eine Schlange verwandelt wird, ich weiß, daß meine Götter leben!“

Mitleidig lächelte ich und setzte meinen Unterricht fort, als hätte keine Störung stattgefunden. Plötzlich fährt er mit geballter Faust in die Höhe und mit zornsprühenden Geberden ruft er: „Sokuningi ho, sokuningi puma pela“ (Jetzt ist's genug, mach daß Du fortkommst!)

Herzhaft verbarg ich meinen Schrecken, denn ein derber Schlag wartete meiner, und ich sagte lächelnd: „Wie kannst Du, ein starker, kräftiger Mann, mir, einem schwachen Wesen zürnen?“

Er schwieg, ich betete die lauretanische Vitanei und verabschiedete mich.

Mit kummervollem Herzen trat ich den Rückweg an und meldete zu Hause dem Vater Superior der Station die Erfolglosigkeit meiner Besuche. Dieser ritt des anderen Tages mit dem Bruder Krankenwärter selbst zum Kraal — doch ebenfalls ohne Erfolg. Wir Schwestern bestürmten den Himmel für die Rettung dieser Seele. Wieder machte der seeleneifrige Priester sich auf, das verirrte Schäflein zu suchen. Auch ich ließ mein

kleines Pferd satteln und ritt in Begleitung eines Negerknaben über Berg und Tal zu meiner Kranken.

Wie freute ich mich, als Mavikili mir die Hand zum Gruß entgegenstreckte! Wie, soll die Eischolle verschwunden sein, die das junge Herz so starr und spröde machte? Ach, nein! Sieh, da kommt der Pater Missionar in den Kraal, als guter Hirte — aber das Gesicht der Sterbenden verfinstert sich, sie gibt fast keine Antwort. Dabei ist sie schwach, sehr schwach; der Tod streckt, sozusagen seine Hand aus nach dem Opfer und trotz aller milden und ernsten Worte des unermüdlischen Seelenhirten bleibt sie steif in ihrem Entschluß: Ich will und muß zur Hölle.

Nun faßte ich sie an beiden Händen und sprach zu ihr: „Kind, warum betrübst Du mich so? Sieh, ich möchte nach meinem Tode den lieben Heiland sehen und bei ihm im Himmel wohnen — Du aber willst zur Hölle und so kann ich Dich nicht wiedersehen, das tut mir wehe!“

Da heftete sie ihre großen schwarzen Augen lange auf mich und sagte endlich mit sanfter Stimme: „Nkosazana yami ngikulekele (meine Herrin, bete für mich)!“. Das war ihre erste Bitte ums Gebet; ich schöpfte wieder neue Hoffnung.

Jetzt nahm der Pater Missionar wieder das Wort und sagte in vertraulichem Tone zur Kranken: „Ich sehe, Du hast Vertrauen zur Nkosazana, laß Dich von ihr taufen!“ Das wollte Mavikili aber um keinen Preis. Wir mußten uns verabschieden, doch versprach ich, am nächsten Tag wiederzukommen.

Gott wollte es nicht, der Regen fiel in solchen Strömen, daß ich weder reiten noch gehen konnte. Meine Gedanken waren immer wieder bei dem sterbenden Mädchen. Der darauf folgende Tag war ein Samstag. Noch regnete es, doch nicht mehr so heftig. Mir ließ es keine Ruhe, es zog mich hin zum Kraal, zur Kranken. Nach einem kräftigen Frühstück sattelte ich meinen Ponny und bald war ich an jenem Berge angelangt, an dessen Abhang die Hütte stand. Kaum hatte ich sie erblickt, als mir die Mutter meines Pfleglings schon entgegenrief: „Woza pela, kanleza kade sikubekele (Komm, eile Dich, wir erwarten Dich schon lange)!“

Sogleich vermutete ich, daß das Mädchen in den letzten Zügen liege. Doch, Gott sei Dank, noch nicht. Kaum hatte ich den Kraal betreten, als Mavikili mir beide Hände zum Gruß entgegenstreckte und mit heißer Stimme stöhnte: „O Nkosazana, ich warte schon so lange auf Dich, komm, bete, ich will ein Kind Deines Gottes werden!“

Welche Überraschung für mich! Sollte es wahr sein? Wenn ja — welches Wunder der Gnade! Unwillkürlich sprach ich von dem hohen Glück der heiligen Taufe. Entschieden frug ich die Kranke: „Mavikili, widersagst Du dem Teufel?“ Und ebenso entschieden, ja mit Anstrengung all ihrer Kräfte antwortete sie: „Ganz gewiß, ganz gewiß!“ Nun war ich über-

zeugt. Ich schnitt ihr eiligst den heidnischen Haarschmuck vom Kopfe, entfernte von Händen und Füßen alle Ziergehänge, bekleidete sie mit einem Hemde, das ich ihr mitgebracht und taufte sie auf den Namen „Maria Paula“. Wer war glücklicher, sie oder ich? Welcher Friede lagerte auf ihren Zügen! Welche selige Veränderung! Lächelnd stöhnte sie: „Ich danke, ich danke sehr!“ Auch ich war voll Dank gegen Gottes unerschöpfliche Barmherzigkeit und freudigen Herzens, leichten Schrittes gings der Heimat zu.

Am nächsten Tage konnte der Pater Missionar noch die Taufzeremonien nachholen und ihr die letzten Tröstungen der heiligen Kirche spenden. Bald darauf hauchte Maria Paula ihre Seele in der Taufanschuld aus.

Mein Weg führte mich später wieder an dem Kraal vorbei und ich konnte es nicht unterlassen, die Mutter meines ehemaligen Schütlings zu trösten. Was antwortete mir die arme Heidin: „Ich kann nicht trauern um den Tod meiner Tochter, denn sie war so glücklich im Sterben, ihr letztes Wort war: Mutter, ich gehe jetzt, grüße mir noch die Schwester!“



Bei der Wäsche. Deutsch-Ost-Afrika.